Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 21 (1913)
Heft: 12

Artikel: "Von Gottes Gnaden"
Autor: Vogtherr, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-406339

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Tag verdämmert. Größer wird die Pein,
Der Nächte Atem macht das Mark erstarren. . .
Und enger schließt das Eis das Häuflein ein. . .
Die Hirsche schreien und die Wölfe harren — —
Und in den Eingeweiden wühlt und frißt
Der Hunger!
— — Qualzerrissen ist
Tief in der Höhle, Leib an Leib gedrückt,
Das Weib mit ihrer Brut in Schlaf gefallen —
Der Mann steht wachend, über sie gebückt,
Und steht und stiert . . Die Lippen lallen
Wahllose Laute, und nach wildem Kampf
Sich langsam, langsam, wie im Krampf
Die Finger um sein jüngstes Knäblein krallen
Und — — Fürchterliches seh ich! — —
Schnell vollbracht
Ist Ungeheures; oh! und keine Macht
Die ihn vor solcher Tat bewahrt! —
Er wischt sich stumm das Blut vom Bart
Und weckt sein Weib, um dem zu sagen,
Daß ihr ein Bär das Kind erschlagen —.
Da springt sie auf — und stürzt sich wieder nieder
Und stöhnt ein kläglich Weh und Ach,
Denn selbst zum Schmerz ist sie zu schwach,
Und küßt die blut'gen, abgehärmten Glieder,
Auf die ihr Haupt wie hingezogen sinkt —
Und trinkt vom Purpurquell — und trinkt und trinkt . . .
— — — — — —
Und Tage fliehn und Nächte; Stürme tosen
Und immer näher dringen Tier und Eis
Und enger, enger wird der Kreis
Der grünen Scholle um die Rettungslosen,
Und unaufhaltsam näher kommt die Stunde,
Die ihr das zweite Kind vom Busen ringt,
Das die entsetzte Mutter tief im Grunde
Der Höhle schmerzzerwühlt umschlingt;
Die Stunde, die zum andern Mal sie zwingt,
Sich sattzutrinken an der offenen Wunde.
Da bettelt sie trotz Nacht und Graus
Still ihren Aeltesten hinaus,
Zu spähn, ob aus des eis'gen Todes Schlinge
Nicht doch ein Pfad noch späte Rettung bringe. —
O Hoffnung! — Lauschend liegt sie still —
Da tasten Hände über ihren Leib,
Und wie sie sich voll Grausen flüchten will,
Trifft sie ein Faustthieb. „Weib!"
Sie ringen, kämpfen wie in toller Wut,
Zerfleischen sich um ihre eigne Brut —
Und stumm und tatlos steht die Welt davor,
Noch leer von Richtern und von Rettern . . .
Jetzt reißt der Rasende das Kind empor,
Um es an seiner Mutter zu zerschmettern! —
Da —
Flammt die Höhle auf in heller Glut;
Ein Feuerschwall dringt leuchtend ein,
Als wär' die Sonne aus der stolzen,
Einsamen Höh herabgeschmolzen,
Als flute in die höchste Pein
Ihr süßer, lebenstrunkner Schein.
Sie eilen vorwärts, drängen an die Schwelle
Und taumeln, stürzen, stürmen in die Helle:
Und wie von Adlerfittichen umschwungen,
Kommt jach der Sohn den Stieg herabgesprungen,
Hoch in der Faust den hehren Sonnenfunken.
„Erlösung! Jubel! Not und Tod bezwungen!,
Denn dieser Kelch wird niemals leer getrunken!"

Er rufts und schwingt die Fackel in der Luft,
Daß vor dem Glutstrahl selbst die Sterne bleichen,
Die Tiere furchtsam in das Dunkel weichen,
Ein jäher Tag ersteht aus seiner Gruft.
Und wie von Lebensströmen überflutet,
Von neuer Kraft durchbraust, durchblutet,
Pocht ihre Faust ans Weltentor,
Sprengt seine Riegel — und erbrichts! —
Hoch lodert, himmelhoch empor
Das Flammenzeichen, daß es Kunde sende
In alle Welt von der Geburt des Lichts
Und von der Menschheit erster Sonnenwende!

„Von Gottes Gnaden".

Von E. Vogtherr.

Bis in unsere Zeit hinein, die über „Gott" und über die weltlichen Fürsten so ganz anders zu denken gelernt hat als die frühere, erhielt sich die eigenartige Vorstellung von der Einsetzung fürstlicher Gewalt und der Berufung fürstlicher Personen als von Gottes Gnaden herrührend. Die Herren Fürsten selber, aus Ueberzeugung vielleicht, vielleicht aus wohl verstandenem Interesse, sorgen von Zeit zu Zeit selbst dafür, daß der Welt dieser Glaube nicht, wie mancher andere, abhanden kommt. In demokratischen und freidenkerischen Kreisen pflegt man sich über diese gewaltsame Auffrischung eines alten Anstrichs nicht mehr sonderlich aufzuregen, trotzdem wird es auch für sie nicht ohne Interesse sein, sich erneut vor Augen zu halten, welches einige der Ursprünge und Bestandteile dieses ererbten Vorurteils sind. Der Zusammenhang oder vielmehr die rechtswidrige Verkoppelung eines weltlichen Amtes mit altreligiösen Begriffen und Vorstellungen ist ja nichts auffälliges. Diese Ideenverbindung beruht auf der leider richtigen Beobachtung, daß gedankenlose aber glaubensvolle Massen für solche menschlichen Einrichtungen leichter zu gewinnen sind, die mit altreligiösen Fiktionen motiviert werden. Auf der einen, der fürstlichen, Seite durch die suggestive Gewalt der Erziehung und Gewohnheit, auf der anderen Seite durch den geistlähmenden Einfluß des Herdensinnes wächst sich auch die Vorstellung des Gottesgnadentums dann umso gründlicher aus, wenn ohne Kenntnis und Prüfung der Dinge jegliches Bedenken noch mit einem Hinweis auf „Gottes Wort" beschwichtigt wird.

Unter den zahllosen Stellen des Alten Testaments, die die Bibel aus Erziehungs- und Reinlichkeitsgründen zu einer für Kinder ungeeigneten Lektüre machen, finden sich auch Abhandlungen genug, die erwachsenen Kindern des alten Glaubens und alter politischer Harmlosigkeit Gift für ihre Seele sind. Mit welcher herzerfrischenden Offenheit werden da alle Erscheinungen gewaltsamer Menschenerniedrigung und sozialer Ungerechtigkeit aufgedeckt. Mit welchem sittlichen Zorn donnern die Propheten, wenn sie den Fürsten und Königen ihre Gewalttätigkeiten, ihre Bedrückung der Armen, der Fremden, der Witwen und Waisen, wenn sie ihnen ihre Habsucht, ihr Blutvergießen vorhalten. Diese ganze Fülle von Respektwidrigkeit müssen die Lammfrommen geduldig über sich ergehen lassen, wenn „Gott" ihre Blicke zufällig auf jene Bibelstellen lenkt, — und sie kommen wohl gar auf den Gedanken, sich an Vergleiche der altjüdischen Könige mit echt christlichen Fürsten späterer Zeiten heranzuwagen. „Ihr wandelt das Recht in Galle und die Frucht der Gerechtigkeit in Wermut, und redet euch töricht ein, als sei das euer Recht, weil ihr die Macht dazu habt"; so lesen wir Amos 6. V. 12 u. 13. —

Der verstorbene Karl Scholl hat in einer seiner älteren Schriften einen interessanten Hinweis gebracht, wie nach biblischen Schilderungen das „Königtum von Gottes Gnaden" zustande gekommen sein soll. Wir wollen also loyal genug sein, zunächst einmal mit Scholl das „Gotteswort" und nicht unsere gottlose moderne Auffassung reden

zu lassen. In der ältesten Zeit hatten die Juden bekanntlich keine Könige. An der Spitze des Volkes standen patriarchalische Stammhäupter, Heerführer, Richter, Priester und zuletzt waren das Richter- und Priesteramt, d. h. die weltliche und die geistliche Herrschaft, in der einen Person des Samuel vereinigt. Ueber ihm stand Gott selber als höchster Herrscher, das war also noch nicht die Regierungsform der Autokratie, sondern der Theokratie. Dieser „Stellvertreter Gottes" versuchte schon damals das Herrscherrecht in der Familie zu lassen, d. h. in seinem hohen Alter seine Söhne damit zu betrauen. Diese waren elende Trottel, sie beugten das Recht und waren der Bestechung durch Geschenke zugänglich. Das Volk wurde dadurch irre an der noch heute geltenden Weisheit, daß eines Herrschers Sohn schon deshalb zum Herrscher befähigt und berufen sei. Und was beschlossen die Aeltesten? Die Einführung des Königtums! — „Siehe, du bist alt geworden", sagten sie zu Samuel, „und deine Söhne wandeln nicht in deinen Wegen. So setze nun einen König ein, der über uns richte".

Diese Loyalität war aber gar nicht nach Samuels Geschmack, er beklagte sich bei Gott, der freilich die Sache ganz anders auffaßte, — nämlich nicht als eine Widerspenstigkeit gegen das Haus Samuel allein, sondern in der Ablehnung seiner samuelischen Stellvertreter fand Gott sich selber abgesetzt. „Gehorche, — sagte Gott — der Stimme des Volkes in allem, was sie zu dir gesagt haben; denn sie haben nicht dich, sie haben mich verworfen; — sie wollen nicht mehr, daß ich soll König über sie sein."

Hier steht es also kurz und deutlich: die Einsetzung des Königtums ist eine Verwerfung Gottes als des einzigen Königs, — Königsdienst ist — Götzendienst. Folgert man aus diesem Bibelwort, die Könige seien „von Gottes Gnaden", so hat diese Redensart keinen anderen Sinn, als: ursprünglich hat Gott nicht gewollt, daß Könige seien; wenn sie trotzdem eingesetzt werden, so hat Gott ihre Einsetzung gnädigst zugelassen. Freilich dürfen diese „Gnade" weder die Fürsten allesamt für sich reklamieren, noch weniger sollte sie eine besondere Wohltat für Samuels Volk sein. Wie weiter in der Bibel erzählt wird, hat Gott nämlich diese Gnade gleich mit einem Fluch begleitet, der dem Volke zeigen sollte, welche Suppe es sich selbst mit dem neugebackenen Königtum eingebrockt.

„Das wird, (heißt es 1. Samuel 8. V. 11—19) des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen, als Reiter, die vor seinen Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seine Aecker bauen, und zu Schnittern in seiner Erndte, und daß sie seine Kriegsgeräte machen, und was zu seinen Wagen gehört. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Salbenreiberinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen, und seinen Knechten und Kämmerern geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen, und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Herden wird er auch den Zehnten nehmen, und ihr müßte seine Knechte sein. Und wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König, den ihr euch erwählt habt, — dann wird euch der Herr zu selbiger Zeit nicht hören."

Aus dieser göttlichen Ankündigung, worin das „Recht des Königs", den das Volk verlangte, bestehen soll, hört man in jedem Wort die Schadenfreude heraus über den dummen Streich des Volkes, daß es dem Hause Samuel untreu wurde. Daß Samuel selbst der Verfasser dieser Philippika war, macht sie in ihrem „göttlichen" Urspruch freilich etwas verdächtig, — werden doch noch die Bannflüche unserer Zeit, die dem sanften liebevollen Munde eines Papstes entspringen, im Namen Gottes gesprochen. Aber wir wollen am Gotteswort nicht deuteln. Wir wollen uns auch dadurch nicht irritieren lassen, daß die Bibel wie viele andere Ereignisse so auch das der Einsetzung des Königtums noch in einigen andern Lesarten erzählt, — auch diese sind ja „lauteres Gotteswort".

Der Zorn des abgesetzten Samuel hat aber noch einen anderen Beweggrund: in ihm war nicht nur der herrschende oberste Richter sondern auch der oberste Priester entthront u. beleidigt. Das ließ schon von großer Ferne ahnen, wie der Kampf um die Vorherrschaft mit gesteigerter Kraft sich im Laufe der Zeiten zwischen Priestertum und Königtum abspielen mußte, ehe Papst Innocenz III das Wort wagen konnte, das Priestertum sei die Sonne, das Königtum der Mond, der von ihr sein Licht empfangen. Daß die Priesterherrschaft die von Gott bevorzugte, alle weltliche Herrschaft aber nur eine gnädigst von ihm zugelassene sei, — daß in allen streitigen Fällen somit das Königtum sich dem Priestertum unterzuordnen habe, — das ist nicht nur die Consequenz der Geschichte von Samuels Absetzung, sondern auch die Consequenz der immer wiederkehrenden Berufung der Monarchen und Monarchisten auf eben dieses „geheiligte Bibelbuch". Da kam es so und mußte es so kommen, daß die Priesterschaft nach biblischem Muster zwar unentwegt den bedingungslosen Gehorsam der Obrigkeit und dem Königtum gegenüber predigt, aber dieses „seid untertan der Obrigkeit" wird sogleich ersetzt durch das „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" — wenn es sich um die Rangfrage zwischen Königtum und Priestertum handelt.

Die neue Zeit hat zwar, äußerlich, zwischen Priestertum und Königtum aus dem Beherrschen ein Nebeneinander-Herrschen der beiden Mächte gebracht, — wo nicht durch Trennung von Staat und Kirche die letztere in ihre Schranken gewiesen wurde. Aber in Geistes-, Kultur- und Erziehungsfragen ist dem Priestertum noch immer weitester Spielraum zur Entfaltung seiner gefährlichen Gewalt gegeben. Hier werden Fürsten und leider auch Völker vom Priestertum durchaus beherrscht. In Bezug auf die Pflege der Vorstellung vom „Gottesgnadentum" scheint uns das Priestertum gleichfalls eine gefestigtere und logischere Position zu haben, als die Fürsten „von Gottes Gnaden". Diese träumen in der Wonne, gleich nach Gott zu rangieren und ganz ausschließlich auf Grund „göttlicher Vollmacht" ihr Amt zu haben und zu verwalten, — ein Glaube, den das Lächeln der Ungläubigen nicht stört. Die Priester, als die eigentlichen Verwalter des himmlischen Ressorts lächeln aus einem anderen Grunde, — sie werden ja von eben denselben Fürsten als Deuter des Gottesworts, als Fürsprecher, als Beichtväter gepflegt und erhalten und wissen, daß das ganze vermeintliche Gottesgnadentum in Trümmer geht, wenn die Kirche es nicht schützt, lehrt und nach ihrer Art begründet, wie manchen anderen Aberglauben auch! Wo also ist die Quelle und die erhaltende Kraft auch des Aberglaubens, von dem wir sprechen? Nirgends anders als in religiöser Beschränktheit und ihren Nutznießern, dem alten wie dem modernen herrschsüchtigen Priestertum. In ihren Schmeicheleien und ihrer Verherrlichung des fürstlichen Uebermenschentums glauben manche Fürsten mehr Befriedigung zu finden, als ihnen das offene Wort freier Erkenntnis und Kritik schaffen müßte. Dieser Wahrheit kam der philosophierende Preußenkönig Friedrich II weit näher, als er zu de Catt von den Priestern sagte: „Sie geben die schändlichen Schmeichler ab, die das Ohr der Könige haben, ihnen die Wahrheit verbergen und den Abgrund, an welchem diese dahinwandeln, mit Blumen bestreuen."